Verse im Frack und Verse im Schlafanzug

Die meisten Dichter leisten ihr Bestes in jungen Jahren, wenn die Gefühle heftig und die Widersprüche des Lebens begrifflich noch nicht geklärt und emotional nicht entschärft worden sind. Doch es gibt auch Lyriker, die länger erregbar und produktiv bleiben – manche sogar bis ins hohe Alter hinein. Und diese Poeten, die es irgendwie fertigbringen, das Magma ihrer Affekte und ihres Denkens vor der Erstarrung zu bewahren, sind (der größeren Zeitspanne wegen, die sie überblicken) in der Lage, Erfahrungen einzubringen, über die jüngere Autoren nicht – oder doch nicht in solcher Fülle und Konsistenz – verfügen können.

Umberto Saba, Gottfried Benn, Günter Eich, Pablo Neruda... sie und einige andere haben gegen Ende ihres Daseins Werke geschaffen, die nur der reife Mensch hervorbringen kann, jedenfalls dann, wenn er noch nicht angepaßt, abgenutzt, abgestumpft ist.

Zu den Dichtern, die über die Jahrzehnte hin ihre poetische Stimme nicht verloren haben, gehörte auch Eugenio Montale, ja bei ihm kann man – ähnlich wie bei Neruda – im Alter geradezu von einer Zäsur der kreativen Steigerung sprechen. Die Verkrampfung, die über einen langen Zeitraum ein unübersehbares Merkmal von Montales lyrischem Schaffen gewesen ist, weicht einer gelösten Art des Redens, und das als Folge eines schweren, innerlich nie verkräfteten Schicksalsschlages – des Todes seiner Frau, die 1963 starb, als der Dichter selbst schon auf die siebzig zuging.

Montale hatte bis dahin mehr oder weniger schwermütige Verse geschrieben: Texte, die vielen als dunkel und abweisend erschienen, weswegen man sie – wie auch die Gedichte Ungarettis und Quasimodos – mit der (keinesfalls immer schmeichelhaft gemeinten) Bezeichnung Hermetismus etikettierte.

Das Werk des Dichters besteht aus zwei sehr ungleichartigen Teilen: den drei ‚hermetischen‘ Bänden seiner ersten Lebenshälfte, die seinen Ruhm begründeten, und den (weitaus konsumerableren) Büchern, die er nach dem Tod seiner Frau publizierte und die spontan und alltagsnah wirken.

Vonseiten der Kritik wurde ihm nun allerdings vorgehalten, nicht mehr die kompositorische Strenge seiner früheren Zyklen zu erreichen, sondern sich zu sehr auf beiläufige Mitteilungen zu kaprizieren – ein Vorwurf, der jedoch nicht stichhaltig ist, schließlich hatte Montale auch die schwierigen Texte seines vorangegangenen Werkes als subjektive Äußerungen begriffen, weswegen er eine seiner Sammlungen ausdrücklich mit dem programmatischen Titel *Le occasioni*, *Gelegenheiten*, überschrieb.

Montale, der Jahrzehnte hindurch das Gefühl hatte, unter einer Glasglocke tätig zu sein, reagierte in den beiden Hälften seines Lebens unterschiedlich auf äußere Anlässe, die ihm Stichworte zur Mitteilung seiner psychischen Binnenwelt gaben:

ein Künstler wird gezwungen; er hat keine freie Wahl. In diesem Bereich besteht tatsächlich Determinismus. Ich folgte dem Weg, den meine Zeit mir vorschrieb, morgen werden andere ihrem Weg folgen, sogar ich kann mich ändern.

Obwohl der Dichter ein erklärter Gegner des Faschismus war, wies er jeden direkten Zusammenhang zwischen seiner eingedunkelten Schreibweise und der politischen Zensur zurück, ja er deutete sogar an, daß ihm die Mussolini-Ära und später der Krieg womöglich „jenes Alibi“ verschafft hätten, das er „für seine Abgeschlossenheit“ brauchte, um zum Ausdruck zu bringen, was in ihm rumorte und nichts zu tun hatte mit „diesem oder jenem geschichtlichen Ereignis“.

Montale hat sich, seinen eigenen Worten zufolge, seit seiner Geburt in völliger Disharmonie befunden mit der Wirklichkeit, die ihn umgab. Das ist um so verwunderlicher, als über seiner Kindheit und seiner Jugend keinesfalls ein Unstern stand. Er war das Kind eines wohlhabenden Kaufmanns, und es war ihm vergönnt, in langen Sommermonaten das Mittelmeer an einer seiner schönsten Küsten zu erleben: in der Landschaft der

Cinque Terre, die heute zu einem Touristenziel verkommen ist, die um die Jahrhundertwende aber noch den Zauber unberührter maritimer Südlichkeit widerspiegelte.

Der Dichter hat nie gern Auskunft über seine Person und seinen Werdegang gegeben. Im Gegenteil. Es hat ihm Vergnügen bereitet, falsche Fährten zu legen oder sich in mehrdeutigen Antworten zu ergehen. Doch die Tatsache, daß er sich rückblickend mehr an Mägde und Hunde als an Familienangehörige und Spielkameraden erinnert, läßt auf eine einsame, unglückliche Kindheit schließen, wie sie nicht eben selten ist im Dunstkreis der Bourgeoisie.

Zwar gibt es auch einige nachleuchtende Bilder („Kindheit, die einen Innenhof erforscht, / als sei er die Welt“); im großen und ganzen sind Montales frühe Gedichte jedoch spröde, sperrig und – frustriert. Das mediterrane Licht wird gleichsam eingeschwärzt, und ein nicht erklärbarer Weltschmerz drückt sich aus in einer Wehklage, die sich bis zur Wehleidigkeit steigern kann:

*Ich schenk dir selbst noch meine karge Hoffnung.
Sie täglich neu zu schaffen, bin ich zu müde.*

Oder, ausgesprochen larmoyant:

Verlaß mich nicht, du meine Traurigkeit...

Die Gedichte in Montales Bänden *Tintenfischknochen* (1925; erw. 1928), *Gelegenheiten* (1939) und *Der Sturm* (1956) sind nur insofern kryptisch, als der Autor die Gründe seiner Melancholie verschleiert, die zu tun haben mit seiner Abkapselung von der Gemeinschaft.

Der Dichter spürt die Isolation und stellt elegisch fest:

*Wohl dem Menschen, der in Sicherheit geht,
den anderen zugetan und sich selber gut...*

Das Glück ist immer nur das Glück nebenan, und erstaunlicherweise bedarf es zu seiner Erfüllung sehr wenig:

*Der Reigen der Kinder im Flußbett
war das Leben, das aus der Dürre hervorbrach.*

Montale, der sich selbst einen „allzu Toten“ nennt, vergewissert sich aus entrückter Position:

*Die Welt ist wirklich...
die hungernden Menschen feiern ein Fest.*

Die Freude des Normalmenschen empfindet der Poet als Stachel in seiner Brust. Allein bei den Erscheinungen der Natur findet er Zuflucht und Trost, vor allem im Rückblick auf seine Kindheit:

*Zwischen Weinlaub und Pinienschatten
erhoben sich Felsen,
kahle, bucklige Anhöhen;
ritt da ein Mann
auf dem Maultier vorüber,
war er in frischer Bläue geprägt
für immer – und im Erinnern.*

Solche Bildgesättigkeit findet sich vergleichsweise selten in der Lyrik der ersten Lebenshälfte. Zwar gilt Montales ‚hermetische‘ Dichtung als entschiedene Absage an die vorangegangene rhetorische und redundante Poesie Italiens. Doch aus heutiger Sicht – und unter Berücksichtigung seines späteren Schaffens

– waren seine ersten drei Bände keinesfalls frei von Oratorik und Ausschweifung. Wegen diverser kühner Metaphern war man nur zu geneigt, das gesamte Textgewebe für extrem modern zu halten – dabei gab es viel Verqueres und Verschachteltes, ganz zu schweigen von der antiquierten Methode des Ansingens, dem emphatischen Gebrauch des „Oh“:

Oh Horizont, du fliehender...

oder:

*Oh, das Surren
des Bogens nach dem Schuß*

oder:

*Oh, Versunkne!: du verschwindest
ganz wie du kamst*

Man hat Montales pessimistische Lyrik gelegentlich mit der T.S. Eliots verglichen. Das ist insofern richtig, als es bei ihm eine *Waste-Land*-Stimmung gab, einen nihilistischen Grundakkord, der unüberhörbar durchklang, freudlos und trocken:

*Ist schon Fasching
oder immer noch Dezember?*

Die besten Texte in Montales ersten drei Bänden sind meist kürzere Stücke wie „Portovenere“, „Zu Lubias Abreise“, „In der Manier von Filippo de Pisis“ oder das folgende kleine Poem, das ein Reisemitbringsel ist und – plaziert in dem Band *Der Sturm* – bereits etwas von der wortökonomischen Beiläufigkeit des Spätwerks vorwegnimmt:

AM LLOBREGAT

*Aus dem beständigen Grün des Kampferbaums
die große Terz, gerufnes Intervall.
Der Kuckuck, nicht der Kauz, sagt' ich zu dir; doch du
tratest im Nu aufs Gaspedal.*

Hier, in dieser leicht verrästelten lyrischen Momentaufnahme, klingt schon jener intime Ton an, der nach dem Tode seiner Frau „Mosca“ („Fliege“) die *Xenien* bestimmen sollte, eine Folge privater Gedichte, die etwas in der Weltliteratur Einmaliges darstellen, weil sie den Dialog mit einer Verstorbenen aufrechterhalten... auf so unmittelbare und selbstverständliche Weise, wie das eigentlich bloß zwischen Lebenden möglich ist:

*Dein Wort, so kümmerlich und unbedacht,
bleibt doch das einzige, an dem ich mich freue.
Doch verändert ist die Betonung, anders die Farbe.
Ich gewöhne mich daran, dich im Ticken
des Fernschreibers zu spüren und zu entziffern
im sich kräuselnden Rauch meiner
Brissago-Zigarren.*

Rührend, welche Vertraulichkeiten da vernehmbar werden aus dem Munde des Zurückgebliebenen:

Ich habe nie begriffen, ob ich

*dein treuer, staupekranker Hund war,
oder ob du es für mich warst...*

Oder, verkürzt zu einem epigrammatischen Zweizeiler:

*Zuhören war deine einzige Art zu sehen.
Die Telefonrechnung ist auf wenig zusammengeschrumpft.*

Der Verlust seiner Frau bringt den Dichter ab von der (teilweise nur eingebildeten) Seelenqual der vorangegangenen Jahrzehnte, und so resümiert er einsichtig und mit Selbstbezeichnung:

*Nie dachtest du daran, Spuren zu hinterlassen
in Versen oder in Prosa. Und das war
dein Zauber – und später mein Ekel vor mir...*

Fast klingt es paradox, und doch war es so: erst der Tod seiner Frau versöhnte Montale mit der Idee des Todes, die ihm von Kindheit an das Leben verdüstert hatte.

Zwar gab der Dichter seinen Pessimismus nicht auf, aber er fand sich ab mit der Lage der Dinge... jetzt, wo er im Jenseits (an das er nicht glaubte) eine Vertraute hatte, die einen Platz für ihn bereit hielt. Fast augenzwinkernd baute Montale zu seiner verstorbenen Frau ein Verhältnis auf, das gerade in seiner nicht transzendierenden Alltäglichkeit ein Phänomen ist. Hin und her geht das Weberschiffchen und spinnt Fäden, in die meist noch ein feiner spöttischer Doppelzwirn gewirkt ist:

*„Ich war nie sicher, auf der Welt zu sein.“
„Hübsche Entdeckung“, gabst du mir zurück, „und ich?“
„Ach, du hast an der Welt genagt, wenn auch
in homöopathischen Dosen. Aber ich...“*

Was ihm früher nicht gelingen wollte, parlandhaft von seinen Befindlichkeiten zu sprechen – nun, im Alter, brachte er es zustande, und das nicht nur in den Gedichten, in denen er Zwiesprache mit seiner toten Frau hielt, sondern auch in jenen Texten, die den *Xenien* folgten und Reaktionen auf alle möglichen Gelegenheiten und Ungelegenheiten waren:

*Heute ist Generalstreik.
Auf der Straße ist niemand.
Nur ein Transistorgerät jenseits der Mauer.
...
Ich frage mich, was aus der Produktion wird.
Auch das Frühjahr produziert sich verspätet.
Vorzeitig hat man die Heizung abgestellt.
Man hat gemerkt, daß die Postzustellung unnötig ist...*

Montale sagt, was er auch früher schon gesagt hat:

Das Leben ist ein solcher Aufwand verbrauchter Dinge.

Doch er bringt sein Empfinden jetzt auf andere Weise zum Ausdruck: lapidar, konkret, ablesbar von ganz banalen Vorkommnissen:

*Ein Käfer versucht über meine Einkommenssteuer
zu laufen...*

Oder:

*Es sang eine Grille, vollkommen inbegriffen
in die klinische Therapie...*

Dieser Dichter, den man allgemein als Hermetiker ansah, schrieb unerwarteterweise Gedichte, die von der Gelehrtenwelt nicht mehr dechiffriert zu werden brauchten, weil sich das Mysterium, das sich in ihnen offenbarte, unverhüllt zu erkennen gab – mit so viel durchtriebener Offenheit, daß der Hebel der Interpretation kaum noch betätigt werden mußte:

AM TELEFON MITGEHÖRT

*Ich glaubte, ein Bischof zu sei
in partibus
(gleichgültig in welchem Teil der Welt
wenn er nur unbewohnt ist),
doch ich war wahrscheinlich Kardinal
in pectore,
ohne davon unterrichtet zu sein.
Auch der Papst hat sterbend vergessen
es mitzuteilen.
So kann ich in Glorie leben
(soviel die eben wert ist) mit oder ohne Glauben
und in jedem Land,
aber außerhalb der Geschichte
und in Zivil.*

Nicht weniger ambiguent als sein Verhältnis zur Religion war das zur Historie, in der er weder einen Gott noch den Hegelschen Weltgeist walten sah:

*Die Geschichte wird nicht gemacht
von dem, der sie überdenkt, und auch nicht
von dem, der sie nicht kennt.*

...

*Die Geschichte rechtfertigt nicht
und bedauert nicht,
die Geschichte ist nirgends zuinnerst,
da sie außerhalb steht.
Die Geschichte verschreibt
weder Zärtlichkeit noch Peitschenhieb.
Die Geschichte lehrt nichts,
was uns angeht.
Sich dessen bewußt werden, taugt nicht,
sie wahrhaftiger und gerechter zu machen.*

Der greise Montale war verzweifelt auf eine weise humorvolle Art, etwa wenn er konstatierte: „Gebeugt stehe ich über Kanten und Ritzen des Erdreichs, / Insektenforscher und Ökologe meiner selbst“ und wenn er dann, ein gutes Dutzend Zeilen weiter im Gedicht, wiederum auf seine „Mosca“ zu sprechen kam:

Einstmals, du weißt es, sagte ich zu der kurzsichtigen Frau

*die meinen Namen trug und ihn noch trägt, wo sie jetzt ist:
wir sind zwei Probe-, zwei nicht korrigierte
Fahnenabzüge, die der Übersetzer
keines Blickes gewürdigt...*

Immer schon hatte sich Montale für einen realistischen – einen von der Wirklichkeit ausgehenden – Poeten gehalten. Doch sein Ziel, ganz direkt und ungeschminkt zu sagen, was er fühlte und dachte, erreichte er erst im Alter. Und mit einer Ironie, die Zufriedenheit, wenn nicht gar Stolz enthielt, bemerkte er, er habe seine frühen Verse im Frack, doch seine späten im Schlafanzug geschrieben.

Der gefeierte Dichter, der 1975 den Nobelpreis erhielt und den sein Land mit der Würde eines Ehrensenators auf Lebenszeit ausstattete, machte sich weit weniger aus dem Ruhm als Ungaretti, der sich in Rom von der Society und Snobietät herumzeigen ließ, sich jedoch fragend:

Wäre es nicht würdiger, ich zöge mich zurück in mich selbst?

Montale wahrte aristokratische Distanz, und als er 1981 im Alter von fünfundsiebzig Jahren starb, erhielt er eine pompöse Totenmesse im Mailänder Dom: ein Requiem, das der Erzbischof höchstpersönlich zelebrierte – im Beisein des Staatspräsidenten, des Kabinettschefs und einer großen Trauergemeinde. Doch am nächsten Tag wurde der Dichter ohne Aufhebens neben seiner Frau beigesetzt, in einem Vorort von Florenz.

Von hier, von seinem Grab aus, inszenierte er einen letzten Spuk über die Grenze von Tod und Leben hinweg – dadurch, daß er testamentarisch verfügte, man solle sechsundsechzig „postume“ Gedichte, die er noch im hohen Alter verfaßt hatte, elf Jahre lang veröffentlichen... erst ab 1986, doch dann regelmäßig.

Ein Notar hatte den Auftrag erhalten, das Ganze zu überwachen. Der Dichter, obwohl er nicht an Gott glaubte, aber – wie Luis Buñuel, ein anderer großer Agnostiker – die letzte Ölung erbat, bestand darauf, einen kleinen spirituellen Grenzverkehr zwischen Sein und Nichtsein aufrechtzuerhalten; oder, wie es in einem seiner nachgelassenen Gedichte heißt:

Im Jenseits möchte ich mich noch amüsieren.

Montales nachgelassene Gedichte sind ein genialischer Schabernack, doch in literarischer Hinsicht ein eher marginales Werk, das nicht den gleichen Rang besitzt wie seine anderen, noch zu Lebzeiten publizierten Alterspoeme.

Die Idee zu dem Zyklus war ihm 1968 gekommen, fünf Jahre nach dem Tod „Mosca“, die während der letzten neunzehn Jahre ihres Lebens an einer Tuberkulose-Erkrankung der Wirbelsäule gelitten hatte.

Eng verbunden mit Montales postumen Versen ist der Name Annalisa Cima, einer jungen literarisch ambitionierten Frau, die der verwitwete Dichter alsbald zur Bezugsperson seines Schaffens und zur Treuhänderin seines Nachlasses machte – gemeinsam mit der Rechtsabteilung des Verlages *Mondadori*, die für die formale Abwicklung zuständig blieb.

Aus dem Blickwinkel der Nachwelt betrachtet, besitzt Montales lyrisches Vermächtnis nicht jene Aureole, die ihr Annalisa Cima anzudichten versucht, wenn sie sagt:

Ein imaginärer winziger Staat von Personen, eine Burg-Gemeinde nahm nach und nach Gestalt an, und in ihr die Kaiserin, von ihren Botschaftsräten flankiert.

Die Kaiserin – das war und ist niemand anders als Annalisa Cima selbst, die das hohe schmückende Prädikat eigens von Montale erhalten hat, zusammen mit anderen denkwürdigen Bezeichnungen wie „flinker Bote“, „verlegener Junge“, aber auch „Vernichter“ und „Krieger“ (was immer mit solchen kryptischen Festschreibungen gemeint sein mag).

Montales postume Gedichte haben, von wenigen Einzelstücken und manchen sententiösen Einsprengseln

abgesehen, weder die artistische noch die menschliche Plausibilität wie viele Texte seiner Sammlungen *Satura* von 1970 und *Diario del '71 e de '72* von 1973.

Manches ist so privat, daß es nicht vom Persönlichen ins Individuell-Exemplarische vorzustößen vermag. Es entfaltet lediglich eine Art Insider-Jargon: so etwas wie verbale Geheimbündelei, die niemanden als die verschworenen Logenbrüder miteinbezieht, den elitären Zirkel der „Burg-Gemeinde“.

Hier und da bringt Montale sogar sein Unbehagen zum Ausdruck – auch in Bezug auf die neue Vertraute seines Herzens:

*Dein Alter macht mir Angst
dich schützt es und mich klagt es an.*

Oder:

*Ein Büchlein taucht auf
aus dem Magazin einer Riesentasche
und klar tönt ein Vers
den ich beurteilen soll.*

Irritiert nimmt der Dichter den Rollentausch wahr, der sich da unversehens vollzogen hat... zwischen sich, dem weltweit anerkannten Poeten, und der Novizin, die ihm ihre Arbeiten unterbreitet:

... ich die Muse... und du der Sänger.

...

Der Seher ist tot, es lebe der Vernichter.

„Lieber sterben als besudelt werden“, lautet die Übersetzung der lateinischen Auftaktzeile, mit der Montale sein Gedicht „Aber es gibt den“ beginnt, einen Text, in dem er seiner latenten Schuldgefühle ledig zu werden versucht – sowohl im Hinblick auf das Leben, das er führt, als im Gedenken an seine verstorbene Frau:

*Potius mori quam foedari
ist das unversehrte Gefühl
vom Leben, das du weitergibst
in chiffrierten Botschaften.
Aber es gibt den der einsichtslos ist
und die Welt bevorzugt
so wie sie ist: im Morast versunken.*

Das Dasein, früher weitgehend noch als *Fatum* begriffen, wird nun als reine Illusion oder als bloßer Scherz angesehen. Und der Dichter nennt sich einmal einen „Schönredner“, der Schiffbruch erlitten habe „an den überlaufenen Stränden des Belanglosen“.

Pathos und seraphischer Ton sind endgültig aus der Poesie verschwunden, und in finaler Selbsteinschätzung heißt es:

*Mag sein nach so viel Vergeudung
endet auch das Wort in der Kloake.*

Eugenio Montale, der gern den Abdruck einer heraldischen Wegspur hinterlassen hätte, argwöhnte schließlich, sich auf Erden nur als „Überbringer lebloser Zeichen“ betätigt zu haben, denn:

*Dichter sein ist kein Vorzug.
Es ist nur ein Fehler der Natur.*

Hans-Jürgen Heise, die horen, 3/1996